Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 8

Artikel: Drei Tage

Autor: Bollacher, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748111

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Drei Tage.

Skizze.

Willy Hörning stieg schlaftrunkenen Auges aus dem Schnellzuge aus. Er schaute sich nach einem Gepäckträger um, und als er keinen in der Nähe bemerkte, ergriff er selbst seine beiden braunledernen Handtaschen und schritt auf das Gepäckbureau zu. Ein Mann in einer blauen Bluse und mit wirrem graugrünem Vollbarte, scharfen, tief in den Höhlen liegenden Augen musterte ihn aufmerksam, so daß Willy den ihn im ersten Augenblick unangenehm berührenden Eindruck hatte, der Mann prüfe sein Aussehen, ob es nicht auf die Beschreibung eines steckbrieflich Verfolgten passe.

Er legte den Gepäckschein sorgfältig in seine Brieftasche, und wie er die lange, von Bogenlampen noch erleuchtete Bahnhofshalle durchschritt, suchte er sich in die Gefühle, in die Vorstellungen hineinzuleben, die etwa einen flüchtigen Kassier bei solch musternden Blicken durchbeben mußten. Er beschäftigte sich so intensiv mit dieser Vorstellung, daß er förmlich seinen ganzen Willen anstrengen mußte, um ein harmloses Gesicht zur Schau tragen zu können.

Als er auf die Straße trat und die feuchte, kalte Luft des frühen Morgens ihn umfing, hatte er das Gefühl, als erwache er aus traumgequältem Schlafe. Er lachte vor sich hin, aber seinem Lachen war ein leiser Ton des Aergers beigemischt.

Er überlegte, ob er die Straße nach rechts oder links verfolgen sollte.

„Seltsam," dachte er, „da stehe ich nun, und jeder Schritt, den ich tue, führt mich ins Ungewisse hinein, von dem ich nicht weiß, welche Gefahren und Qualen es für mich birgt. Wenn ich nach rechts gehe, kann sich ein Ziegelstein von einem Dache lösen und mir die rechte Hand zerschmettern, so daß ich keine Zeile mehr schreiben kann. Wäre ich statt nach rechts, nach links gegangen, so hätte ich dann vielleicht ein seliges Erlebnis gehabt, das für mein ganzes Dasein entscheidend gewesen wäre. Aber vermutlich ist es ganz gleichgültig, wohin ich gehe."

Willy Hörning hatte drei Stunden Aufenthalt. Er hatte den Namen der Stadt schon oft gesprochen, noch häufiger gelesen, aber sie war für ihn ein leerer Begriff, die Vorstellung einer Wirrnis von Häusern mit grauen Schiefer- und roten Ziegeldächern, des Durcheinandereilens von Menschen, die miteinander sprachen und Geschäfte machten und die ihm doch alle so fremd waren wie die Neger in Afrika. Und nun sollten diese Menschen auf einmal zu ihm in Beziehung treten, sollten ihn mit neugierigen, mit

gleichgültigen Blicken betrachten, er würde mit ihnen sogar Worte wechseln, ohne daß er eine halbe Stunde zuvor eine Ahnung von der Existenz dieser Menschen gehabt.

„Seltsam, seltsam," dachte er.

Er schritt die Straße nach links hinunter. Ein Schutzmann stand an einer Hausecke, den Kragen seines Mantels emporgeschlagen und die Hände in den Taschen vergraben. Denn der Morgen war kühl und feucht. Als Willy an dem Schutzmann vorbeischritt, gähnte dieser laut. „Kein angenehmer Beruf fürwahr," dachte Willy, und ein Frösteln überlief ihn, als er den Schutzmann so müde und verfroren dastehen sah.

Er kam auf einen baumbestandenen Platz, dessen eine Seite von einem wenig hohen, aber imposanten Gebäude eingeschlossen war. Eine Säulenreihe, auf die ein niedriger Giebel gelagert war, bildete die Vorderseite. Willy überlegte sich, ob die Säulen jonischen oder dorischen Stil aufwiesen.

„Das hat man nun von Kunstgeschichtsstudien, daß man nicht zu genießen vermag, ohne das Kunstwerk zuerst auf seinen Stil geprüft zu haben. Es ist doch wahrhaftiger Gott gleichgültig, ob diese Säulen dorisch oder jonisch sind."

Er schritt weiter. Zwei Arbeiter begegneten ihm. Der eine mit einer Pfeife im Munde, der andere, der noch keine 18 Jahre alt sein mochte und tief gebräunte Züge hatte, kaute an einem Stück Brot. Er sprach dazu eifrig auf den älteren Kameraden ein, in unverfälschtem Dialekt, so daß Willy kein Wort verstand.

Das fahle Licht, das in den Straßen gelegen und den Häusern etwas Trauriges, Gedrücktes gegeben hatte, war kräftiger geworden. Ein Wagen, auf dem Gemüse in hohen Körben aufgestapelt war und dem ein Hund, der über und über mit Kot bespritzt war, nachlief, fuhr an ihm vorüber. Die Bauersfrau, die neben dem Kutscher saß und den Rock über den Kopf geschlagen hatte, rief ihm den Morgengruß zu. Er dankte freundlich und schaute dem Wagen nach, der kurz darauf um eine Ecke bog. „Es scheint heute hier Markt zu sein," dachte er, und er ging in der Richtung, die der Wagen eingeschlagen hatte, weiter. Nach wenigen Schritten erreichte er auch den Markt, wo man eben anfing Stände und Tische aufzuschlagen. Er schritt hindurch und freute sich an dem lebhaften Sprechen der Weiber, die alle ihre Stimmen anstrengten, als wären sie samt und sonders schwerhörig.

Ein großes Gebäude mit runden Türmen und spitzen Giebeln lockte ihn. Als er ungehinderte Aussicht auf den Bau hatte, erinnerte er sich, seine Abbildung schon einmal irgendwo gesehen zu haben. „Gotik," dachte er. „In reiner Ausprägung." Er durchschritt den Torgang, der weit offen stand, und als er mitten im Hofe war und

die Galerien erblickte, die sich rund herum zogen und die wundervolle Balluſtraden aufwieſen, da entſann er ſich, daß dieſes Schloß ja eines der berühmten kunſthiſtoriſchen Beiſpiele für einen beſonders anſchaulichen Stilübergang darſtellte. Das ganze Innere war in reiner Renaiſſance ausgeſtaltet, und namentlich die in grauem Stein gehaltenen Balluſtraden zeigten eine köſtliche Arbeit. Er zog ſein Notizbuch aus der Taſche und zeichnete mit geſchickten Strichen eines der Ornamente ab. Er warf noch einen letzten Blick in der Runde umher, dann verließ er den Hof.

Unter einem Kaſtanienbaum ließ er ſich auf eine Bank nieder. Er ſteckte eine Zigarre an und blickte dem Rauche nach, der ſich kräuſelnd in der Luft verlor. Die Luft war nun klar und hell. Die Häuſer hatten das Traurige und Gedrückte verloren und ſtanden ſchmuck und ſtark im Frühlicht.

Zu ſeiner Rechten hörte er im Schloße einer Haustüre den Schlüſſel knirſchen. Eine Frau trat heraus, drehte ſich noch einmal um und nickte einen Gruß in den Hausgang hinein. Sie hatte ein weißes Kleid an und trug einen ſchwarzen Federnhut auf dem Kopf. Mit beiden Händen hielt ſie ihr Kleid empor, ſo daß man die hellgelben Stiefel ſah, die nur zur Hälfte zugeknöpft waren. Sie ging an Willy vorüber, und er ſah in ihr Geſicht, das bleich und übernächtig ausſah. Die Wangen waren wie geſtreift und das Haar hing ihr wirr und zerzauſt in die Stirne. Und er ſah ihr nach, wie ſie mit müden Gliedern langſam dahinſchlich und wie ihr die Bluſe zu oberſt offen ſtand.

„Ekelhaft“, dachte Willy. „Wie das klare Morgenlicht ſo unbarmherzig iſt.“ Er ſtand auf und ſchritt mit haſtigen Schritten weiter. Die ſtille, frohe Gleichgültigkeit war von ſeinen Zügen gewichen und ein trauriger, trüber Ausdruck legte ſich in ſeine Augen. Er dachte an jene verſchwiegene Stunde zurück, als er Anne geküßt hatte. Er dachte an jenes jauchzende Frohgefühl zurück, mit dem er an jenem Abend, als der Mond am Himmel ſtand und ſilberner Duft um Baum und Strauch webte, in den Wald hinauszog und ſang und ſang und mit ſeinem Stocke tolle Kreiſe in die Luft ſchlug und Rock und Weſte auszog, weil er glaubte, das bebende Glücksgefühl zerſprenge ihm die Bruſt. Und er dachte an den Morgen zurück, an dem er mit wirren Gedanken und blaß und übernächtig das Café verließ, in dem er die ganze Nacht hindurch Karten auf den Tiſch warf, ſinnlos und ohne Überlegung, und wo man ihm ſchließlich eine größere Summe Geldes auf den Tiſch legte, die er gewonnen habe. Und mit müden und zerſchlagenen Gliedern war er nach Hauſe gegangen, immer noch durchglüht von der ſtillen Hoffnung, daß alles nur ein quälender Traum ſei. Aber es war bittere Wirklichkeit: Anne war für ihn verloren.

Da hatte er ſeine Ledertaſchen gepackt, ſich in die Bahn geſetzt, um

zu Irene zu fahren, seiner Jugendfreundin, die schon so oft mit zarten, linden Händen seine fieberheiße Stirne gekühlt und seinen traurigen, enttäuschten Augen den Schimmer der Freude wiedergegeben hatte.

Irene war mit ihrer Familie zum Sommeraufenthalt in ein kleines Landhaus gezogen, das auf einer Anhöhe über dem Genfersee stand.

Willy wußte nicht mehr, in welcher Richtung der Bahnhof lag. Er war durch Straßen gegangen, kreuz und quer, hatte eine Brücke überschritten, war an Menschen angestoßen, hatte sich entschuldigt und den Hut gelüftet, aber ins Bewußtsein war ihm all dies nicht gedrungen. Nun stand er da und suchte sich über die Richtung nach dem Bahnhofe klar zu werden, und er verwunderte sich, wie alles um ihn mit regem Leben erfüllt war. Er sah, wie die Bureaufräuleins mit ihren Vesperbeuteln am Arm vorübereilten, er sah einen Schuljungen, der in ein offenes Buch starrte und dessen Lippen Worte murmelten, und den ein Herr in langem, ungebügeltem Flügelrock anhielt und zu ihm sagte: „Du hättest früher deine Aufgaben lernen sollen; auf dem Wege zur Schule ist es zu spät.“ Der Knabe wurde rot und lief unwirsch weiter, dem Herrn mit den bebrillten Augen wuterfüllte Blicke nachsendend. Ein Lächeln glitt über seine Züge, wie er dieser Szene zuschaute, und er erinnerte sich der Jahre, als auch er so zur Schule gezogen war und mit angsterfülltem Herzen sich die schlimmsten Fragen vorstellte, die die Lehrer an ihn richten könnten. „Eigentlich etwas Barbarisches,“ dachte er, „wie die Schule den jungen Menschen quält. Und so zwecklos.“

Einen Mann, der eben an ihm vorüberging, fragte er nach dem Wege zum Bahnhof. Er solle nur mit ihm kommen, meinte dieser, er habe den gleichen Weg. Der Mann fragte ihn, wo er herkomme und wie es ihm bei ihnen hier gefalle. Willy hatte Freude an der frischen, muntern Art, in der der Mann mit ihm plauderte, und an seinem Dialekt, den er zwar zu verleugnen suchte, der aber immer noch deutlich genug in jedem Worte klang. Es lag etwas Singendes, Gemütliches in seiner Aussprache, die selbst den harten Worten das Spitzige und Verletzende zu nehmen schien.

Am Bahnhofe verließ ihn der Mann, und Willy, der noch eine halbe Stunde zu früh war, ging der Bahnhofshalle entlang, bis zu jenem Punkte, an dem die Züge die Halle verließen. Und wie er die Züge rauchend und pfauchend, in grauweißen Dampf gehüllt, sich, gleichsam schwer atmend, an sich vorbeiwälzen sah, da tauchte wieder etwas von jener Sehnsucht in ihm auf, die ihn in seinen letzten Gymnasialjahren so hart gequält hatten. Sein Weg zur Schule führte ihn damals über eine Eisenbahnbrücke, von der er einen Blick in den Bahnhof werfen konnte, wo die Züge zur Abfahrt bereit standen. Und wenn er dann an den Winterabenden von der Schule kam und alles rings um ihn von

lastendem Weiß eingehüllt war, dann starrte er von der Brücke zu den Zügen hinab, zu den schweren, finstern Maschinen, den glühenden Augen und dem geheimnisvollen Zischen des Dampfes. Und er dachte daran, wie diese Züge nun den sonnigen Gefilden des Südens entgegenstrebten und wie es doch das höchste Glück bedeuten müsse, mit ihnen der Qual der Schule und der Kälte des Winters zu entfliehen und in taumelndem Vergessen die Arme den blauen Himmeln und der strahlenden Sonne entgegenzurecken. Er stand und starrte hinab, bis ihn der Frost mit seinen spitzen Fingern schüttelte und ihm das Widerliche der Wirklichkeit doppelt deutlich und doppelt schmerzend zum Bewußtsein brachte. Damals hatte ihn die Sehnsucht nach dem Leben, dem großen, glühenden Leben qualvoll durchbebt und nun, nun war seine Sehnsucht, Ruhe und Vergessen.

* * *

Von Vevey aus stieg er die in engen Windungen sich hinziehende Straße hinan, an der das kleine Landhaus lag, in welchem Irene weilte. Er hatte nichts von seiner Ankunft geschrieben, und er durfte bei dem wundervollen Tage, der nun zur Neige ging, nicht einmal hoffen, Irene zu Hause zu finden. Er stellte sich die erstaunten, fragenden Augen vor mit denen sie ihn empfangen würde, wenn er so unerwartet vor ihr erschien.

Als er wieder eine Windung der schmalen, strauchgesäumten Straße verfolgt hatte, lag das Haus vor seinen Augen. Wilder Wein hatte seine grünen Ranken um die Mauern geschlungen und in den Fenstern lag der goldene, lodernde Glanz des Widerscheins der Sonne. Gegen die Sraße zu war der weite Vorplatz des Hauses von einer grünen Hecke eingesäumt. Ein breit ausladender Ahorn streckte seine Äste bis zur Straße, und ein Brunnen ließ sein helles Rauschen erklingen. Er schritt bereits der Hecke entlang, als ein fragendes, erstauntes „Willy“ aus dem Geäste an sein Ohr schlug. „Bist Du es wirklich?“

„Warum denn nicht? Wo steckst Du denn eigentlich?“

„Warte, ich bin sofort bei Dir.“

Und er hörte ein Rascheln, ein Knacken von Zweigen, einen Aufsprung, und Irene lief ihm entgegen. Mit leuchtenden Augen und lachendem Munde, beide Hände ihm zum Gruße entgegenstreckend.

„Grüß Gott, Willy! Ja, wie kommst denn Du daher?“

„In der üblichen Weise, mittels der Eisenbahn.“

Aber trotz seiner scherzenden Antwort empfand sie doch gleich den traurigen, ernsten Klang seiner Stimme.

„Was ist Dir?“

„Nichts, nichts. Eine kleine Unannehmlichkeit. Aber ich will zunächst Deine Eltern begrüßen.“

Schweigend gingen sie ins Haus, und Willy begrüßte Irenes Eltern freundlich und liebenswürdig, kleine, behagliche Scherze mit ihnen

täuschend und sein überraschendes Kommen mit Müdigkeit und Überarbeitung motivierend.

* * *

Der Mond stand rund und groß am blaßblauen Himmel, als Willy wieder von seinem Lager sich erhob, wo ihn erinnerungserfüllte Schlaflosigkeit gequält hatte. Leise verließ er das Haus und ging in den Garten, der in silbernem Schimmer lag. Er setzte sich auf eine Bank und starrte in den Mond, die Augen bewegungslos und ohne Leben. Er dachte kaum, er war wie in einem dämmernden Zustande, in dem die schärfsten Umrisse ihre Klarheit verlieren und in dem die Gefühle ihre Deutlichkeit und Intensität einbüßen. Man weiß, daß man wach ist und weiß auch, daß man zu jeder Regung unfähig ist und daß man den Bann nicht brechen kann, so mühsam man auch darum ringt.

Eine Fledermaus, die durch irgend etwas plötzlich aufgescheucht schien, flog hart an Willys Kopf vorbei; aber es war ihm unmöglich, auch nur den Blick auf sie zu richten. Ein einziges Gefühl lebte in ihm, nicht klar und schmerzend, aber doch ihn ganz erfüllend. Es war das Gefühl einer grenzenlosen Einsamkeit, einer Haltlosigkeit und Verlassenheit. Und plötzlich traten Tränen in seine Augen, und eine tiefe Wehmut, ein tiefes Mitleid mit sich selbst schluchzte in ihm. Er gewann mehr und mehr die Klarheit wieder, und zum ersten Male seit jenem Abend fing er an, mit kühleren, fast objektiven Augen sich selbst zu betrachten. „Nur der Arbeit," dachte er, „werde ich fürderhin mein Leben widmen. Einsam, wie ich nun bin, will ich bleiben, für alle verschlossen, unberührt, über den Dingen stehend. Ich werde grausam sein, wie man es gegen mich war, ohne Rücksicht, ohne Freude."

Die Falte, die von seiner Nase zu den Mundwinkeln lief und die seinem Gesicht leicht etwas Spöttisches und Ironisches gab, schien sich vertieft zu haben, als er fröstelnd sein Zimmer wieder aufsuchte.

* * *

Irene war drei Jahre älter als Willy. Sie waren miteinander aufgewachsen und Irene war ihm die Freundin geworden, die er in seiner Mutter verloren hatte, als diese an einem Nervenschlag plötzlich gestorben war. Irene hatte es verstanden, seine stille Vertraute zu werden und ihn, dem sich fast nie ein Wort über sein eigenes Wesen über die Lippen drängte, zum Sprechen zu bewegen. Rückhaltlos vertraute er sich ihr an, und er erblickte in ihr den Menschen, durch den eine Enttäuschung zu erleiden vollständig unmöglich war. Es brauchte nicht viel Worte zwischen den beiden, um das, was Willy bedrängte, unter dem er litt, zwischen ihnen klar werden zu lassen. Ein unendlich feiner Takt und ein warmes treues Herz ließen Irene immer das rechte Mittel für den schwer zu behandelnden Charakter Willys finden. Aber trotz der

engen Vertrautheit, in der Willy zu Irene stand, war sie ihm doch gleichsam wie ein fremdes, fernes Wesen geblieben. Vielleicht war es die Weiblichkeit, die diese letzte Schranke zwischen ihnen aufrichtete. Denn eine Freundschaft zwischen Mann und Weib hat doch immer ein anderes Gepräge, als die zwischen Mann und Mann. Sie verlangt eine subtilere, behutsamere Behandlung, und jener völlige Einklang, in dem dem Freunde das Wesen seines Freundes, seine Empfindungen und Gefühle, sein Denken fast wie sein eigenes erscheint, findet sich in der Freundschaft zwischen Mann und Frau nie. So war auch Irene für Willy unnahbar und in gewissem Sinne fern geblieben. Wenn es auch keinen Menschen gab, an dessen Leben er wärmeren und innigeren Anteil nahm, als an Irenes, so hatte er doch manchmal etwas wie Sehnsucht empfunden, Irene noch mehr für sich zu gewinnen. Es war nie von Liebe zwischen ihnen die Rede gewesen, daran dachten beide nicht, denn ihre Freundschaft allein schien ihnen das Selbstverständliche. Und dann schien Irene der Liebe gar nicht fähig zu sein. Er konnte sich das ruhige, klare Mädchen nicht in heißer Liebeswallung vorstellen, und manchmal, wenn in ihren Gesprächen die Liebe das Thema gebildet hatte, war es ihm, als fehle ihr dafür völlig das Verständnis. Ein fast übertriebenes Schamgefühl, eine Überempfindlichkeit in diesen Fragen ließen sie, die sonst so frei und großzügig dachte, in diesem Punkte klein und beschränkt werden. Willy kannte diese Eingenheit seiner Freundin, und sie hatte es besonders dankbar empfunden, daß er nie den Versuch machte, sie hierin zu bekehren und zu seinen freien, lebensbejahenden Anschauungen hinüberzuziehen.

* * *

Sie hatten einen Ausflug in die Berge verabredet. Gleich nach dem Mittagsmahle brachen sie auf. Der Tag war heiß und wolkenlos. Langsam, mit mühsamen Schritten erreichten sie die Anhöhe, von der aus sie den Sonnenuntergang erwarten wollten. Etwa eine Stunde zuvor waren sie oben angekommen; in einem einfachen Wirtshause hatten sie das Abendbrot gegessen und einen köstlichen, goldgelben Wein dazu getrunken. Dann hatten sie sich in das frisch gemähte Gras gelegt. Sie hatten noch miteinander geplaudert. Aber die weite Stille um sie her, die gewaltig und feierlich wirkte, machte auch sie verstummen. Und die Sonne sank. Noch leuchtete es purpurgolden hinter den Bergen, die in immer tiefer und tiefer sich färbendem Violett lagen, noch glühte dunkel der See zu ihnen herauf — und dann noch ein letztes wundervolles Strahlen und Leuchten, ein Glühen und Lodern — und die Schatten krallten sich an den fernen Gipfeln empor. Der Himmel verlor sein lachendes Blau, die Matten ihr tiefes, unergründlich scheinendes Grün und hauchfeine Schleier bedeckten die Erde.

Langsam stiegen sie hinunter. Auf einer Bank, die am Rande eines kleinen Wäldchens stand und die einen wundersamen Ausblick auf den See gewährte, setzten sie sich nieder. Der Mond war am Himmel emporgestiegen, golden, mit seinem lichten Dämmer süße Träume weckend. Die Bäume wiegten sich im Abendwind, schlangen die Zweige ineinander und lösten sie wieder. Der See war leicht bewegt und mit dumpfem Schalle schlugen die Wellen ans Ufer. Ganz von ferne klangen die dünnen Töne einer Harmonika herüber, nur in langen Intervallen dem Ohre vernehmbar.

Willy hatte den Kopf in die Hand gestützt. Dieselbe Stimmung war über ihn gekommen, die ihn gestern am Abend so stark in ihren Bann gezogen hatte. Irene hatte ihm leise den Arm auf die Schulter gelegt:

„Sei nicht traurig, Willy. Fühlst Du in dem weiten Schweigen, in der kühlenden Ruhe denn keine Linderung?"

Er hatte ihr keine Antwort gegeben. Und die Wellen schlugen noch ebenso dumpf ans Ufer und die Zirpen zirpten noch immer so klagend, und die Einsamkeit war noch immer so quälend und drückend.

Er wußte nicht, wie es über ihn gekommen war; er begriff jene Stunde nie, da er sich langsam aufrichtete, Irene ins Gesicht starrte, jäh die Arme um sie schlang und wild ihren Mund küßte. Irene hat stillgehalten, ohne Bewegung war sie geblieben, dann hatte sie ihn von sich gestoßen und war schluchzend davongeeilt. Er wollte ihr nach, aber er vermochte es nicht. Und da lachte er, laut und hart, und laut und hart tönte aus dem Wald sein Lachen wieder.

* * *

Am andern Tage reiste er ab. Irene sah er nicht mehr. Sie fühle sich unwohl und wolle den ganzen Tag das Bett hüten; sie lasse ihm gute Reise wünschen.

Das Schiff durchfurchte rasch die Wasser. Auf dem Hinterdeck spielte eine Kapelle:

C'est la danse nouvelle
Ma demoiselle.

Und die Passagiere klatschten und klatschten, und von neuem erklang die Matchiche:

C'est la danse nouvelle
Ma demoiselle.

Und Willy starrte in die Wasser, die in tiefem Blaugrau leuchteten, und starrte, wie der Bug des Schiffes sie kalt und hart durchschnitt.

Heinrich Bollacher.